

Berliner Colloquien zur Zeitgeschichte

—47 *Zwei Links – Zwei Rechts* Tagungsbericht —48 Martin Schaad *Black Box Moskau*

Zwei Links – Zwei Rechts Tagungsbericht

»*Zwei Links – Zwei Rechts. Zur Anschlussfähigkeit der Ideologien des 20. Jahrhunderts*« – unter diesem Titel fand am 15. und 16. Februar 2013 das zehnte »Berliner Colloquium zur Zeitgeschichte« statt. Geladen waren Historiker und Soziologen aus dem In- und Ausland, um im kleinen Kreis die Möglichkeiten und Grenzen einer ideologiekritischen Geschichtsschreibung auszuloten. Sind »Links« und »Rechts« überholte Kategorien eines ideologisierten 20. Jahrhunderts, deren Erkenntnisgewinn auf die Beschreibung dieses Zeitalters beschränkt bleibt? Unterläuft die binäre Kodierung des Blicks in die Vergangenheit das gegenwartsdiagnostische Potenzial einer sozialwissenschaftlich informierten Geschichtswissenschaft? In anderen Worten: Wie kann die historische Auseinandersetzung mit den Ideologien des 20. Jahrhunderts ohne den »ideologischen Blick« aussehen? Von Claudia Weber (Hamburger Institut für Sozialforschung) und Mischa Gabowitsch sowie Martin Schaad (beide Einstein Forum Potsdam) konzipiert, widmete sich die Tagung den politisch-programmatischen Überschneidungen von »linken« und »rechten« Positionen zu Themen wie Nation, parlamentarische Demokratie, Wirtschaft, Antisemitismus und Gewalt. Diskutiert wurde über »Orte der Begegnung« (wo, wann und zu welchen Gelegenheiten Aktivisten und Ideologen der »Rechten« und »Linken« aufeinandertrafen und welche Folgen dieses Begegnungen zeitigten), über »Kulte, Kulturen und Biotope« (in welchen lebensweltlichen Milieus die großen Ideologien entstanden beziehungsweise welches Ideologisierungspotenzial bestimmte soziale und kulturelle Umfelder besitzen) und schließlich über »Situationen, Themen, Ideen« (welche historischen Umstände zur wechselseitigen Annäherung oder Abstoßung

der beiden Lager beitragen). Über eine Neuvermessung der historischen Verflechtungen von Kommunismus und Nationalsozialismus hinaus ging es auch um die zeitgenössische Relevanz, also das Attraktions- und Mobilisierungspotenzial ideologischer Hybride. Martin Schaads Beitrag über die Selbststalinisierung des »Berufsrevolutionärs«, Schriftstellers und DDR-Kulturfunktionärs Alfred Kurella greift verschiedene Stränge der Diskussion auf und verweist zugleich auf methodische Herausforderungen im Umgang mit den »Großideologien« des 20. Jahrhunderts. *Bettina Greiner*

Martin Schaad *Black Box Moskau*

Alfred Kurellas Weg zum Stalinismus¹

»Die Partei hat immer Recht!« Wie gelangt man zu der Überzeugung, dass eine kleine Führungsclique die Parteilinie festlegen könne und darüber zu entscheiden habe, was als Abweichung von der Parteilinie bekämpft werden muss – sei es durch Einschüchterung, Zensur, Verhaftung oder gar Schlimmeres? Wer um die Vielfalt menschlicher Neigungen, Wünsche und Talente weiß, kann nicht umhin, den Gedanken, man *dürfe* allen alles vorschreiben, anmaßend zu finden. Aus heutiger Sicht erscheint die Vorstellung, man *könne* auf Dauer allen alles vorschreiben, völlig abwegig. Um zu verstehen, wie jemand auf einen solchen Gedanken verfallen kann, lohnt sich ein genauerer Blick auf die Entwicklung seines individuellen Selbstverständnisses und Menschenbilds. Denn schließlich wird niemand als Stalinist geboren. Wie also wird man Stalinist?

Dieser Frage soll kasuistisch, also am Beispiel eines konkreten Falles nachgegangen werden. Das Beispiel liefert der »Berufsrevolutionär«, Schriftsteller und DDR-Kulturfunktionär Alfred Kurella (1895–1975). Kurella, der nach seiner Rückkehr aus dem sowjetischen Exil im Jahr 1955 als Gründungsdirektor an das Literaturinstitut »Johannes R. Becher« in Leipzig berufen wurde, sollte in der Folgezeit an entscheidenden Positionen die Kulturpolitik der jungen sozialistischen Republik prägen – zunächst als Institutsdirektor, später als Leiter der Kulturkommission des Politbüros und auch nach seinem Ausscheiden aus der offiziellen Politik als Vizepräsident der Akademie der Künste. Über viele Jahre versah er ein kulturpolitisches

1 Der hier dokumentierte Vortrag fasst die Ergebnisse einer umfangreichen Studie zusammen, die im Frühjahr 2014 unter dem Titel »Kurella – Eine philologische Ermittlung« in der Hamburger Edition erscheinen wird. Vortrag und Buch basieren auf der Auswertung von Alfred Kurellas Schriften sowie der einschlägigen Bestände des Archivs der Akademie der Künste Berlin, des Deutschen Literaturarchivs Marbach, des Archivs der Deutschen Jugendbewegung auf Burg Ludwigstein sowie des Archivs der Kommunistischen Internationale in Moskau. Für detaillierte Quellenangaben sei auf die Buchveröffentlichung verwiesen.

Wächteramt, sei es als Großinquisitor im Parteauftrag oder als graue Eminenz, die im Hintergrund die Fäden zog – hier protegierte, dort verhinderte oder zerstörte –, allemal in der Absicht, die Kulturschaffenden in Literatur, bildender Kunst, Theater und Film auf Parteilinie zu trimmen.

Was immer die Künstler und Literaten der DDR von ihm gehalten haben – viele sehr wenig, einige wenige viel –, keiner unter ihnen konnte behaupten, Kurella habe ihn im Unklaren darüber gelassen, welches Kunstverständnis seinen politischen Entscheidungen und seinen oft scharfen ästhetischen Urteilen zugrunde lag. Er stand für den staatlich verordneten sozialistischen Realismus – jede andere Kunstauffassung galt ihm als bürgerlich dekadent. In Pablo Picasso sah er eine »grandiose Ruine«; in der Beatliteratur eine »Ausburt der parasitären spätbürgerlichen Gesellschaft«; im Expressionismus einen »trüben, gurgelnden, bodenlosen Strom der Selbstzersetzung«. Die Liste solcher Äußerungen ließe sich mühelos fortführen. Kurella beließ es freilich nicht bei derart ätzender Kritik. Er hat Filme, Bücher und Theaterstücke verboten, die Karrieren junger Künstler zerstört und das gesamte Geistesleben der jungen DDR empfindlich eingeengt.

Ein gut gewähltes Beispiel also? Vielleicht nicht, denn schließlich gab es neben dem kulturpolitischen Großinquisitor viele andere Stalinisten, darunter sicher auch noch schlimmere. Und doch verspricht Kurellas Biografie besonders aufschlussreich zu sein, denn der Spross einer bildungsbürgerlichen Arzt- und Literatenfamilie musste einen sehr langen Weg zurücklegen, bevor er schließlich zu seinen dogmatischen Auffassungen gelangte. Als junger Mann hatte er nämlich ganz andere Ansichten vertreten. Man kommt, wie gesagt, nicht als Stalinist zur Welt.

Der junge Alfred Kurella war das, was man einen echten Freigeist nennen könnte – einer, der sich das selbständige Denken weder durch die Tradition noch durch irgendwelche moralischen Normen verbieten lassen wollte und stets den eigenen Weg suchte. Vor dem Ersten Weltkrieg übte er sich als Maler und war über seinen Bruder Hans mit den rheinischen Expressionisten um August Macke und Paul Adolf Seehaus befreundet. Er engagierte sich in der Wandervogelbewegung, galt als ausgezeichnete Lautenspieler. Mit großer Begeisterung setzte er sich für die Freiheitsideale der Reformpädagogik Gustav Wynekens ein. Als Freiwilliger zog er 1914 in den Krieg, kehrte nach einer an der Westfront erlittenen Verletzung jedoch als Pazifist zurück. Bald bewegte er sich in den Kreisen der intellektuellen Kriegsgegner. Zeitweilig gehörte er den »Aktivisten« um Kurt Hiller und Heinrich Mann an, die eine »Aktivierung des Geistigen zur Herbeiführung einer neuen Menschheitsära« forderten. Kurellas intellektuelle Interessen muten in ihrem Spektrum fast eklektisch an. So bewunderte er Stefan George ebenso wie Hans Freyer. Er interessierte sich sehr für Mystik (oder was er dafür hielt) und versuchte sich 1918 sogar daran, Grundschriften des Buddhismus ins Deutsche zu übertragen. Nur drei Jahre später legte er eine eigene Ossian-Übersetzung vor. Aus heutiger Sicht ließe sich sein Lebenswandel wohl als derjenige eines Hippies charakterisieren. Eine Zeit lang lebte er in einer Kommune der Siedlungsbewegung, die ökologische Landwirtschaft betrieb

und die sexuelle Befreiung probte. Er machte regelmäßig Gymnastik und Atemübungen – das aber eher, um einer Freundin zu gefallen – und ernährte sich vegetarisch nach den komplizierten Diätvorschriften der zarathustrischen Heilslehre Mazdaznan.

Mit diesen wenigen Strichen ist ein erstes Porträt des jungen Alfred Kurella skizziert, das irritieren könnte. Neudeutsch würde man wohl sagen: »Der junge Mann war breit aufgestellt«, also alles andere als eine jugendliche Verkörperung jenes dogmatischen Stalinisten, zu dem er sich entwickeln sollte. Wie und warum hat sich Kurella so verändert?

Die Black Box – eine zeitliche und räumliche Annäherung

Um dieser Frage nachzugehen, mag das Konzept der Black Box aus der Kybernetik dienlich sein. Es handelt sich hierbei um ein Modell, das die Beobachtung auf den In- und Output konzentriert. Der Input wäre der junge Freigeist, der Output ein linientreuer Stalinist. Doch ist die Black Box auch die englische Bezeichnung jenes Aufzeichnungsgerätes, nach dem in den Wrackteilen eines abgestürzten Flugzeugs gesucht wird, um die Unglücksursache zu ermitteln. Auch diese Facette passt ins Bild. Gesucht wird also ein Flugschreiber, der Alfred Kurellas Absturz dokumentiert haben könnte. Wo sich diese Black Box befindet, ist zeitlich durch zwei Fragen einzugrenzen: Wie lange nach dem Ersten Weltkrieg lassen sich noch Spuren des Freigeistes Kurella nachweisen, und wann – vor seiner Rückkehr nach Deutschland im Jahr 1955 – enthüllt der dogmatische Stalinist erstmals sein Gesicht?

Wenden wir uns dem Freigeist zu. Ein Blick in seine Kaderakte zeigt, dass es dem jungen Parteifunktionär Alfred Kurella bisweilen schwerfiel, der Parteilinie bedingungslos zu folgen. Schon früh erwarb er sich den Ruf eines revolutionären Heißsporns. So ließ er sich während der Märzkämpfe des Jahres 1921 nur schwer zügeln und vertrat selbst nach dem fehlgeschlagenen Versuch der Machtübernahme noch vehement die von Lenin verworfene »Offensivtheorie«. Auch später wurde er des Öfteren für »parteischädigendes Verhalten« gerügt, wie etwa im Jahr 1931, als er in einer Versammlung die KPD-Führung offen dafür kritisiert hatte, in der Bankenkrise untätig geblieben zu sein und die Chance eines revolutionären Aufstands verspielt zu haben. Zwei Jahre später handelte er sich eine neuerliche Rüge der Komintern wegen des Versuchs ein, eigenmächtig politische Kontakte zu linken Sozialdemokraten zu knüpfen.

Auch Kurellas künstlerische und literarische Aktivitäten dieser Zeit zeugen eher von Eigensinn denn von weltanschaulicher Disziplin. Im Jahr 1928 gründete er gemeinsam mit so namhaften Künstlern wie Sergei Eisenstein und Diego Rivera die konstruktivistische Künstlergruppe »Oktjabr«, deren illustre Mitglieder unter dem Motto »Zusammenarbeit bei Formenvielfalt« Architektur, Film, Fotografie, Grafik und Malerei programmatisch zu verbinden suchten. In ihrem Gründungsmanifest wie in späteren Aufsätzen und Polemiken wandten sich Kurella und seine Mitstreiter ausgerechnet gegen einen »sentimentalen Naturalismus« und den »heroischen Realismus«. An der massenhaften Verbreitung von Kunstdrucken mit »Porträts vaterländischer

Helden« nahmen sie Anstoß. Noch bis ins Jahr 1933 führte Kurella einen ausgesprochen freundschaftlichen Briefwechsel mit Rivera. Dass der Muralist bereits vier Jahre zuvor als Trotzki-Anhänger aus der mexikanischen Kommunistischen Partei ausgeschlossen worden war, scherte ihn offenbar nicht.

Es scheint also, als habe sich Kurella auch als aufstrebender Parteikader noch geraume Zeit einen eigenen Kopf bewahrt. So jedenfalls erinnerten sich später alte Weggefährten an ihn. Ruth von Mayenburg beispielsweise war er bei Nacktbadeausflügen der Kominternmitarbeiter im Jahre 1934 als »kommunistischer Siegfried« von »kräftig-schönem Wuchse« erschienen. Für sie ist Kurella ein Genosse gewesen, der sich »freimütig zu heiklen Problemen des Sozialismus« äußerte und durchaus nicht dem »engstirnigen Kulturfunktionär der DDR« entsprach, zu dem er werden sollte. Kurzum: Der Freigeist Kurella hat sich mindestens bis Anfang der 1930er Jahre angemaßt, eigene Standpunkte zu vertreten, die keineswegs auf der Parteilinie lagen.

Wie verhält es sich mit dem dogmatischen Kulturfunktionär? Dessen erster öffentlicher Auftritt lässt sich recht genau auf die sogenannte Expressionismusdebatte der Jahre 1937/38 datieren. Sie entzündete sich bekanntlich an Gottfried Benns anfänglicher Unterstützung des Nationalsozialismus. Kurella eröffnete die Auseinandersetzung mit der auf Schriften von Georg Lukács gestützten Behauptung, der literarische Expressionismus sei eine »dekadente Verfallserscheinung der bürgerlichen Klasse«, die »direkt zum Faschismus« führe. Apodiktisch suchte Kurella eine Kunst- und Literaturauffassung durchzusetzen, die alle Stilexperimente der Moderne als »Formalismus« verdammt und die Kunst insgesamt auf die klassischen Vorbilder der Antike verpflichten wollte. »Volksnähe und Volkstümlichkeit« sollten als »Grundkriterien jeder wahrhaft großen Kunst« gelten. Nur Künstler, die derartige Prinzipien uneingeschränkt bejahen könnten, würden der Linie der Partei folgen.

Kurellas Argumentation war nicht unproblematisch. Denn auch die Nationalsozialisten lehnten den Expressionismus als »undeutsch« und »entartet« ab. Just zu dem Zeitpunkt, da in der literarischen Monatsschrift *Das Wort* die Expressionismusdebatte hohe Wellen schlug, wurde in München die Ausstellung »Entartete Kunst« eröffnet. Natürlich versuchte Kurella, die unliebsame Nähe zur Position des politischen Gegners beiseitezuwischen: »Daß Hitler mit dem Begriff ›Entartung‹ ganz etwas anderes meint als wir mit ›Dekadenz, Verfall‹ braucht nicht erst gesagt zu werden.« Doch ganz so einfach konnte sich Kurella die Sache nicht machen, gab es doch eine weitere Komplikation: Kurella hatte seine Interventionen unter dem Pseudonym »Bernhard Ziegler« veröffentlicht. Pikanterweise hörte ausgerechnet der Mann, der als Präsident der Reichskammer der bildenden Künste für die Münchner Ausstellung verantwortlich zeichnete, auf den Namen Adolf Ziegler. »Wer A sagt muss auch B sagen«, bemerkte Ernst Bloch damals süffisant.

Als dogmatischer Stalinist positionierte sich Alfred Kurella also erstmals im Jahre 1937, womit die Black Box zeitlich lokalisiert ist. Etwas vereinfachend gesagt, wandelte er sich in dem Zeitraum zwischen 1934 und 1937 vom Freigeist zum Stalinisten. Und da Kurella die fraglichen Jahre in Moskau verbrachte, lässt sich die Black Box jetzt auch räumlich verorten.

Moskauer Bedrängnis

Weil Kurella wieder einmal den Unmut der Kominternführung auf sich gezogen hatte, wurde er 1934 von Paris zurück nach Moskau beordert. Freilich erwies sich der eigensinnige Berufsrevolutionär als ein wahres Stehaufmännchen: Kaum in der Weltzentrale des Kommunismus angekommen, fand er eine neue Stellung als persönlicher Sekretär keines Geringeren als Georgi Dimitroff. Der ließ sich nach seiner triumphalen Rückkehr vom Reichstagsbrandprozess in Moskau als »Held von Leipzig« feiern und stieg alsbald in die Führungsriege der Kommunistischen Internationale auf. Es dauerte weniger als zwei Jahre und der Bulgare avancierte zum alleinigen Generalsekretär der Komintern. Seinem Mitarbeiter Kurella war es allerdings nicht vergönnt, Dimitroff bei seinem kometenhaften Aufstieg ins Zentrum der Macht zu begleiten. Denn zu Beginn des Jahres 1935 fiel er in Ungnade.

Die Anschuldigung wog schwer: Ihm wurden Verbindungen zu Parteifeinden nachgesagt. Kurella war so leichtsinnig gewesen, im November 1934 einen geselligen Abend mit alten Mitstreitern aus der kommunistischen Jugendbewegung zu verbringen. An ihm hatten mit dem Serben Voja Vujović und dem Russen Lazar Schatzkin fatalerweise auch zwei »Parteifeinde« teilgenommen. Die private Begegnung wäre wahrscheinlich folgenlos geblieben, hätte das Kirow-Attentat nicht kurz darauf jene stalinistische Säuberungswelle ausgelöst, die unter dem Kürzel »Großer Terror« in die Geschichte eingehen sollte. So geriet der alte Freundeskreis in den Strudel der Verdächtigungen und Verfolgungen. Mehrere Teilnehmer der Abendgesellschaft wurden verhört und für ihr »parteischädigendes« Verhalten hart bestraft: Etliche wurden verhaftet, zwei ermordet, zwei weitere verschwanden für mehr als zehn Jahre im Gulag. Kurella selbst kam vergleichsweise glimpflich davon. Er erhielt eine »strenge Parteirüge« und wurde aus dem Kominternapparat ausgeschlossen – soll heißen: Nun war er arbeitslos. Doch damit nicht genug. Sein Vorgesetzter und Mentor Dimitroff musste sich öffentlich von Kurella distanzieren, nachdem der Vertreter der KPD im Exekutivkomitee den Delinquenten vor allen Kominternmitarbeitern als »Dwuruschnik«, das heißt als »Doppelzüngler«, denunziert hatte.

Für Alfred Kurella folgten schlimme Jahre. Wiederholt stellte er Anträge auf erneute Prüfung seiner Parteivergangenheit, die jedoch allesamt abgeschmettert wurden. Auch mehrere Ausreiseanträge blieben erfolglos. Kurella litt jetzt nicht nur unter den materiellen Folgen seiner Arbeitslosigkeit, sondern auch unter der zunehmenden sozialen Isolation. Niemand wollte angesichts des in Moskau rasenden Terrors mit einem »Dwuruschnik« zu tun haben. Viele seiner Weggefährten und Freunde wurden Opfer der um sich greifenden Verhaftungen, einige, wie auch sein jüngerer Bruder Heinrich, der sich seit 1934 ebenfalls in Moskau aufhielt, ermordet.

Alfred Kurella musste, so viel war klar, handeln, er musste dringend etwas tun, um sich zu rehabilitieren. Aber was? Der ausgestoßene Parteifunktionär besann sich in seiner bedrängten Lage auf sein zweites Standbein, die Schriftstellerei. Mit einem antifaschistischen Roman, nein, mit *dem* antifaschistischen Roman schlechthin, wollte er seine Linientreue unter Beweis

stellen. Dieses Buch – später unter dem Titel *Die Gronauer Akten* erschienen – war gewissermaßen Kurellas Antrag auf Rehabilitierung. Es markierte die Wandlung vom Freigeist zum Stalinisten. Wie sich diese Metamorphose vollzog, soll im Folgenden geklärt werden.

Die Gronauer Akten

Über den Roman sei an dieser Stelle nicht allzu viel verraten. Im Grunde handelt es sich um einen Krimi, der 1936 im ländlichen Niedersachsen spielt. Auf einem Landgut – dem titelgebenden Gut Gronau – ist ein SA-Mann ermordet worden. Ein aus Berlin entsandter Sonderermittler namens Günther Geismar soll den Fall klären. Kurellas Roman konzentriert sich gattungsgemäß vordergründig auf die Suche nach dem Mörder, während sich die eigentliche Geschichte um den geistig-moralischen Zusammenbruch des Ermittlers dreht. Günther Geismar ist ein begeisterter Nazi, allerdings kein wirklicher Nationalrevolutionär, sondern eher ein Vertreter zeitgenössischer politischer Romantik. Er ist beseelt von der SA, der Kameradschaft und der Volksgemeinschaft. Da er die Natur und das Landleben liebt, ist er durch einen Ermittlungsauftrag beglückt, der ihn in die Provinz führt. Ausgiebig fabuliert Geismar über das »ursprünglich Bäuerliche«, wobei es sich weniger um authentische Blut-und-Boden-Ideologie handelt, als vielmehr um bürgerlich-intellektuelle Schwärmereien.

Im Laufe der Ermittlungen gerät das wohlgeordnete Weltbild des Nazis ins Wanken, am Ende stürzt er in eine existenzielle Sinnkrise. Unterschiedliche Faktoren wie unfreundliche Bauern, Streitereien zwischen SA und SS, das Protokoll eines Hexenprozesses, die zunächst erfolglose Suche nach dem Täter, auch eine unerwiderte Liebe spielen im Vorfeld der persönlichen Krise eine Rolle. Sie kulminiert im nervlichen Zusammenbruch des Sonderermittlers. Geismars wachsende Selbstzweifel werden untergründig durch Walter Berger geschürt, den Hauslehrer auf Gut Gronau. Berger macht den SA-Mann glauben, er habe in ihm einen Freund gefunden, dem er sich in seiner Verzweiflung anvertrauen kann. In Wahrheit ist der Hauslehrer aber, was Geismar nicht einmal ahnt, ein im Untergrund operierender Kommunist. Berger, der eigentliche Held des Romans, ist hochgebildet, mutig und taktisch versiert. Er registriert die allmähliche Veränderung Geismars aufmerksam und treibt ihn im Zuge ihrer gemeinsamen Gespräche geschickt in die Katastrophe. Im Aufeinandertreffen dieser beiden Protagonisten, so viel dürfte deutlich geworden sein, personalisiert der Roman die Konfrontation von Kommunismus und Faschismus. Was macht einen solchen Plot aber zum Rehabilitierungsantrag eines in Ungnade gefallenen Berufsrevolutionärs?

Ein Echo

Zunächst ist unschwer erkennbar, an wen sich dieses merkwürdige Gesuch in Gestalt eines Kriminalromans richtete. Der Adressat war kein anderer als Kurellas ehemaliger Vorgesetzter Dimitroff. Er hatte auf dem VII. Weltkongress der Komintern im August 1935, der ihn einstimmig zum neuen

Generalsekretär wählte, eine vielbeachtete Rede über den Faschismus gehalten. Sie hatte sich auch mit der Lage der deutschen Landbevölkerung befasst, mit der »Ausbeutung der Bauernschaft durch die Großagrarier«, mit dem »Erbhofgesetz«, das »Millionen Bauernsöhne und Töchter« zu Bettlern degradiert habe, mit der Verwandlung der Landarbeiter in »halbe Leibeigene« sowie mit den drückenden Ablieferungsvorschriften, die den Bauern unter sagten, »die Produkte ihrer Wirtschaft auf dem Markt zu verkaufen«. Offenkundig gleicht der situative Rahmen, in den Kurella die Handlung seines Romans eingebettet hatte, haargenau Dimitroffs Beschreibung. Jedes Detail findet seine Entsprechung in den *Gronauer Akten*. Mehr noch: Der Kominternchef hatte den deutschen Kommunisten in seiner Rede auch taktische Anweisungen für den Kampf gegen den Faschismus erteilt. Sie sollten den Massenorganisationen der NSDAP beitreten, um sie von innen zu zersetzen:

Genossen, ihr erinnert euch der alten Sage von der Einnahme Trojas. Troja hatte sich vor dem angreifenden Heer durch unbezwingbare Mauern geschützt. Und das angreifende Heer, das nicht wenig Verluste erlitten hatte, konnte den Sieg nicht eringen, bis es ihm nicht gelang, mit Hilfe des trojanischen Pferdes in das Innere, in das Herz des Feindes einzudringen.

Unentdeckt ins Herz des Feindes eindringen – die Formel beschreibt exakt das Vorgehen Walter Bergers. Er wollte in Günther Geismar »hineinkriechen und ihn von innen zersetzen«, weil er überzeugt war, »so würde einmal der gesamte Faschismus zu Fall kommen«. Kurella war sich also nicht zu schade, dem Kominternchef als dem Adressaten seiner Darstellung offen nachzuplappern. Die Unterhaltungen, mit denen der Kommunist die Verzweiflung des irritierten Sonderermittlers intensivieren wollte, werden in den *Gronauer Akten* ganz ausdrücklich als »Bergers Anwendung der Taktik des ›trojanischen Pferdes‹« charakterisiert.

In der Tat finden sich noch unzählige andere Abschnitte in Kurellas Roman, deren einziger Zweck darin bestand, den ideologischen Positionen des Kominternchefs literarisch zu huldigen. Selbst diese wenigen Beispielen lassen erahnen, worauf der Autor abzielte. Die *Gronauer Akten* stellten nichts anderes als ein Echo der Dimitroff'schen Faschismusanalyse dar. Aber konnte Kurella ernsthaft hoffen, allein dank demonstrativer Linientreue die Gunst seines einstigen Mentors zurückzugewinnen? Ganz sicher nicht, denn sein Vorgehen war keineswegs ungewöhnlich. Viele Schriftsteller schrieben den Parteiführern nach dem Mund. So arbeitete Friedrich Wolf, um nur ein Beispiel anzuführen, just zu diesem Zeitpunkt an einem Theaterstück mit dem Titel *Das trojanische Pferd*. Dem Generalsekretär nur zu schmeicheln, reichte also nicht.

Eine Kopie

Natürlich war Alfred Kurella ein viel zu erfahrener Parteisoldat um zu glauben, er könne nur mit diesen Mitteln die Gunst seines ehemaligen Vorgesetzten wiedererlangen. Ihm hatte er auch bei anderer Gelegenheit mit größter Aufmerksamkeit zugehört. So hatte Dimitroff am 28. Februar 1935 im Moskauer Schriftstellerhaus eine Rede über Literatur gehalten, die den Zuhörern ganz klar zu verstehen gab, welche Art Romane er bevorzugte:

[W]as aus der Literatur hat in den Tagen meiner Jugend besonders starken Eindruck auf mich ausgeübt? Was hat meinen Charakter als Kämpfer beeinflusst? Ich muss sagen: Es war das Buch Tschernyschewskis: »Was tun?« (Beifall.)

Nicolai Tschernyschewskis *Was tun?* war also das erklärte Lieblingsbuch des höchsten Funktionärs der Komintern. Der im Stil der Populärliteratur verfasste Bildungsroman erzählt das Schicksal eines Liebespaares – der jungen Wera Pawlowna und des Medizinstudenten Dmitri Lopuchow. Das idealistische Paar hatte sich die Verbesserung der Welt zum Ziel gesetzt. Sowohl in ihrer Beziehung wie in ihrem Umfeld setzen sich die beiden für die Gleichberechtigung von Mann und Frau, für die Befreiung und Bildung der Arbeiterschaft und für die Einführung sozialistischer Produktionsmethoden ein. Bereits lange vor Dimitroff hatte sich auch Wladimir Iljitsch Lenin für Tschernyschewskis Roman begeistert. Inspiriert von der Geschichte des jungen Paares entwickelte er in seiner programmatischen Schrift gleichen Titels den Typus des Berufsrevolutionärs, entwarf das Bild eines hochqualifizierten Parteikaders, der – obwohl selbst nicht unbedingt ein Kind der Arbeiterklasse – sein Leben ganz in den Dienst an der proletarischen Revolution stellt. Dafür ist Lenins Typus selbstverständlich bereit, alle privaten Ziele und Bindungen aufzugeben. Mit Karl Kautsky vertrat Lenin die Meinung, das sozialistische Bewusstsein könne nicht in der Arbeiterklasse selbst entstehen, müsse vielmehr von außen in sie hineingetragen werden – von jener bürgerlichen Intelligenz, die sich »auf Grund tiefer wissenschaftlicher Einsicht« in die materialistische Theorie auf die Seite des Proletariats stelle. Mit anderen Worten: von Leuten wie Alfred Kurella.

So jedenfalls sah es Kurella selbst und kopierte nun fröhlich die Botchaften aus Tschernyschewskis erbaulichem Roman. Die *Gronauer Akten* imitierten nicht nur überdeutlich den bei Tschernyschewski perfektionierten äsopischen Schreibstil, auch in inhaltlicher Hinsicht erweist Kurella dem Vorbild seine Referenz. Die wichtigste Übereinstimmung, auf die wir uns beschränken können, betrifft den Protagonisten Walter Berger. Er entpuppt sich bei näherem Hinsehen als ein Wiedergänger von Dmitri Lopuchow. Beide – Berger wie Lopuchow – sind jung, sportlich und attraktiv. Beide bekleiden eine Stelle als Hauslehrer, betrachten ihre Tätigkeit aber nur als Tarnung. Tatsächlich verstehen sie sich als passionierte Propagandisten der kommenden Revolution. Auch sind beide intelligent, gebildet und musisch begabt. Sie teilen die Herkunft aus dem Bürgertum, kämpfen gleichwohl aber für die Befreiung der Unterdrückten – wohlgemerkt nicht aus Sentimentalität, sondern aus wissenschaftlicher Einsicht in die Bewegungsgesetze der Geschichte. Kurzum: Einer wie der andere entspricht perfekt dem Lenin'schen Ideal eines Berufsrevolutionärs. Und als genügten all die Parallelen nicht, versieht Kurella seinen Helden zudem noch mit dem gleichen Makel; auch Berger ist, wie sein literarisches Vorbild, lungenkrank.

Die *Gronauer Akten* liefern also nicht nur ein literarisches Echo auf Dimitroffs Faschismusrede, zugleich präsentiert sich der Roman als eine ziemlich unverfrorene Kopie von dessen Lieblingsbuch. Sollte sich der Generalsekretär tatsächlich bemüßigt fühlen, Kurella allein deshalb zu rehabilitieren, weil ihm dessen Roman schmeichelte und an eine prägende Lektüre

seiner Jugend erinnerte? Das war mehr als fraglich. Allerdings wollte sich Kurella darauf wohl auch gar nicht verlassen. Vielmehr trug er Sorge dafür, dass Dimitroff im Doppelcharakter Berger/Lopuchow noch etwas anderes – genauer: jemand anders – erkannte.

Eine Überblendung

Die folgende Passage ist die einzige Textstelle in Kurellas Roman, in der Walter Bergers Äußeres beschrieben wird. Verglichen wird der Kommunist hier mit dem etwa gleichaltrigen Gutsbesitzer:

Wenn man die beiden jungen Männer so nebeneinander stehen sah, hätte man sie fast für Brüder halten können. Sie waren annähernd von gleicher Größe. Die Gesichter hatten den gleichen ovalen Schnitt und die etwas zu starken Backenknochen zu beiden Seiten der scharfgeschnittenen Nase mit dem leichten Höcker verrieten den slawischen Einschlag, der das eigentlich typische deutsche Gesicht ausmacht. Einen Unterschied bildete nur der Mund. Der junge Freiberr hatte aufgeworfene starke Lippen, die in ständiger Bewegung zu sein schienen, und einen zynischen Zug um die Mundwinkel. Bei Walter Berger sah man eigentlich keine Lippen; er pflegte im Scherz zu sagen, er sei ohne Mund geboren und sein Vater habe mit einem Rasiermesser einen Schnitt in die glatte Haut unter der Nase ziehen müssen. Es war wirklich nur ein feiner, leichtgeschwungener Strich zu sehen. Die kleinen Einschnitte, die er an den Mundwinkeln hatte, verliehen dem Gesicht einen skeptischen Zug.

Wer Alfred Kurella kannte oder einen Blick auf die Fotografien in seiner Kaderakte werfen konnte, dürfte sofort erkannt haben, wer für Walter Bergers Gesichtszüge Modell gestanden hatte. Dem Autor genügte ein Spiegel, um in die Physiognomie Bergers zu blicken.



Quelle: Archiv der deutschen Jugendbewegung,
Burg Ludwigstein, P 1 Nr. 67

Die Gesichtszüge
eines entschlossenen
Berufsrevolutionärs?
Der spätere Romancier
Alfred Kurella als
junger Mann.

Der Protagonist des Romans war nicht bloß ein Doppelcharakter Berger/Lopuchow, sondern tatsächlich ein Dreifachcharakter Berger/Lopuchow/Kurella. Bei der Überblendung der Charaktere war Alfred Kurella gründlich vorgegangen. Dass er sich in den als jung, sportlich und attraktiv beschriebenen Figuren Berger und Lopuchow selbst porträtierte, hätte zumindest Ruth von Mayenburg nicht als eitel abgetan. Sie selbst hatte im jungen Kurella – wir erinnern uns – ja einen »kommunistischen Siegfried« von »kräftig-schönem Wuchse« ausgemacht. Auch dass er sich selbst die Bildung und das musische Talent seiner beiden Alter Egos zuschrieb, wäre bei Zeitgenossen nicht auf Widerspruch gestoßen. Und ein nächster Blick in Kurellas Kaderakte offenbart weitere, sogar noch handfestere Übereinstimmungen. So hatte er in einem Lebenslauf von 1934 angegeben, in den Jahren 1917/18 als Hauslehrer in Leipzig und Dresden gearbeitet zu haben. Wie seinem Romanhelden hatte auch ihm diese Stellung nur als Tarnung gedient. Morgens hatte der 23-jährige Alfred Kurella, der seinerzeit unter polizeilicher Beobachtung stand, Geschichte, Deutsch und Mathematik unterrichtet, nachmittags verbotene pazifistische Literatur vervielfältigt und an Gleichgesinnte verschickt, um abends im Atelier des Malers Conrad Felixmüller – unter dem falschen Namen Viktor Röbig – voller Inbrunst Texte aus den Spartakusbriefen zu deklamieren.

Besondere Sorgfalt verwandte Kurella auf die Einarbeitung seiner eigenen Herkunft in Bergers bürgerlichen Hintergrund. Natürlich war Kurellas Weggefährten bekannt, dass der Autor der *Gronauer Akten* einer Gelehrten- und Literatenfamilie entstammte. Sein Vater Hans war ein berühmter Nervenarzt gewesen, die Mutter Marie Schriftstellerin und Übersetzerin. Das durch Tschernyschewskis Lopuchow vorgegebene bildungsbürgerliche Herkommen kam Kurellas Kompositionsabsichten also völlig entgegen. Allerdings wollte er die Verbindung mit seiner Romanfigur noch etwas enger knüpfen. Die einzige Passage in den *Gronauer Akten*, die genauer auf die Abkunft des Kommunisten eingeht, ist eine Kindheitserinnerung:

Walter Berger dachte an Palmburg, das Gut des Onkels bei Königsberg zurück, wo er vor dem Kriege oft seine Schulferien verbracht hatte. Der Park hinter dem Haus war ganz ähnlich gewesen wie der Park hier. Die Wiesen, in die er überging, führten zum Pregel hinunter. Dort hatte er oft stundenlang im Gras gelegen und zugeschaut, wie langsam große weiße Segel über die Wiesen zogen; das Wasser und die Schiffe waren vom hohen Grase verdeckt. Vom Lorenstrang her, der zu den Kiesgruben führte, wehte heißer Kamillenduft herüber.

Heutzutage ist nahezu jeder Ort mühelos auffindbar – *googlemaps* sei Dank. Wer dort die Koordinaten 54.69541/20.60603 eingibt, erkennt das Gut Palmburg als den westlich von Kaliningrad gelegenen Ort Pribreshnoje wieder. In der Satellitenansicht lassen sich der Pregel, die Wiesen und die Kiesgruben leicht ausmachen; nur den heißen Kamillenduft muss man sich dazudenken. Dass der Schriftsteller diesen Ort so eindrücklich beschreiben konnte, war nicht verwunderlich. Die Berger zugeschriebene Kindheitserinnerung war in Wahrheit eine eigene. Auch seine zwei Jahre jüngere Schwester Anna dachte gern an Palmburg zurück:

Als wir 6 Jahre alt waren, also 1903, wurden wir einige Monate aufs Land nach Ostpreußen geschickt, wo der Großonkel Alexander, der die Gouvernante meiner Mutter Fräulein von Schimansky geheiratet hatte, ein Rittergut hatte. Dort hatten wir natürlich eine herrliche Zeit. Ein Gut von 600 Morgen, durch das der Pregel floss, ein alter Park, viel Viehzeug, Wagenfahrten, ...

Was Kurella mit der minutiös verfertigten Überblendung der drei Charaktere beabsichtigte, liegt zutage. Der Verfasser des »Rehabilitierungsantrags« wollte sich als Berufsrevolutionär empfehlen, als ein mutiger, verlässlicher und aufopferungsvoller Parteiarbeiter, als ein Angehöriger jener bürgerlichen Intelligenz, die als »Avantgarde der Partei« die revolutionäre Theorie in die Arbeiterklasse hineintragen kann. Und sollten die Übereinstimmungen den Adressaten Georgi Dimitroff immer noch nicht davon überzeugt haben, dass es sich bei dem heldenhaften Berger/Lopuchow um den Antragsteller selbst handelte, hätte ihn ein letzter Blick in die Kaderakte belehrt. 1928 war Kurella vier Monate lang außer Gefecht gesetzt, in dieser Zeit war er tatsächlich als Berufsrevolutionär ausgefallen. Er hatte diese Wochen als Tuberkulosepatient im Kreml-Krankenhaus verbracht. Wie Berger alias Lopuchow war auch Kurella lungenkrank.

Demnach liefern die *Gronauer Akten* nicht nur ein getreues Echo auf Dimitroffs Verlautbarungen und eine unverhohlene Kopie seines Lieblingsbuchs. Sie präsentieren vor allem eine ungemein positive – in ihrer Dreistigkeit fast schon eitle – Selbstdarstellung des Autors als heroischem Berufsrevolutionär. Damit gewann der Rehabilitierungsantrag seine Kontur. Was aber fehlte noch?

Eine zweite Überblendung

Mitte der 1930er Jahre hätte jeder Parteigenosse Alfred Kurellas sofort gewusst, was noch fehlte: Es war die bolschewistische Selbstkritik als notwendige Voraussetzung jeder Rehabilitierung. Kurella selbst verfügte über viel zu viel Erfahrung mit Parteigerichten und Kaderabteilungen, um diese Spielregel womöglich zu übersehen. Seine Selbstkritik steckte in Bergers Antagonisten Günther Geismar, denn auch hinter diesem zerrissenen Nazi verbarg sich kein anderer als der Autor selbst.

Einen ersten Wink dazu liefern Geismars literarische Vorlieben, nicht zuletzt seine Begeisterung für Stefan George. Mehrfach zitiert der feinsinnige SA-Mann lange Passagen aus Georges Gedichten. Er feiert den Lyriker als einen »unerreichten Meister«, »Propheten« und »Seher«, als einen Verkünder »letzter Wahrheiten«. Diese Elogen passten ins Bild des bürgerlichen Nationalsozialisten, zitierten sie doch nur die Schlagworte eines berühmten Telegramms, das Stefan George im Sommer 1933 empfangen hatte: »Dem Dichter und Seher, dem Meister des Wortes, dem guten Deutschen zum 65. Geburtstag ergebenste Grüße und herzliche Glückwünsche. Joseph Goebbels.« Goebbels und Geismar waren freilich nicht die einzigen Bewunderer des Dichters. Eine nahezu religiöse Verehrung für George hegte auch der junge Kurella, der 1918 geschrieben hatte:

Ob es heute einen Künstler gibt – den Menschen, der Welt in sich gesogen, Wesen erworben hat und der nun Letztes uns zu sagen weiß? – Stefan George. – Aber wer kann ihm heute lesen von denen, die ihr Auge und Hirn an Literatur und Klatsch gewöhnt haben und nicht mehr Forderung und Offenbarung aus Worten hören können und wollen?

Die »letzten Wahrheiten«, die Geismar bei George offenbart zu finden glaubte, waren aber beileibe nicht die einzigen Indizien dafür, dass Kurella sich auch in dieser Figur seines Romans selbst beschrieb. Den Autor und sein romaneskes Double verband zudem eine beglückende Erinnerung an die Zeit in der Jugendbewegung. Der in die Provinz entsandte Sonderermittler beschwört in den *Gronauer Akten* den Freideutschen Jugendtag im Jahre 1913 – »Idealistische deutsche Jugend«. Dabei hatten ihn nicht die großen Reden am nachhaltigsten beeindruckt, vielmehr lag der ganze Zauber des Hohen Meißners für Geismar in der Erfahrung eines unbeschwertem und fröhlichen Beisammenseins, im Enthusiasmus gemeinsamen Tanzes und Gesangs.

Auch in diesem Kreis könnte sich der spätere Nationalsozialist aufgehalten und entrückt mitgesungen haben. Tatsächlich saß dort ein anderer. Trotz der leichten Unschärfe lässt sich in der Vergrößerung der junge Mann am rechten oberen Bildrand identifizieren. Es ist der Wandervogel Alfred Kurella.

Ohne Klampfe und Schillerkragen undenkbar. Freideutscher Jugendtag auf dem Hohen Meißner im Jahre 1913. Auch Kurella ist dabei.



Quelle: Archiv der deutschen Jugendbewegung, Burg Ludwigstein, F 3 Nr. 357

Günther Geismar ist Mitglied des Wandervogels. Auf Gut Gronau erinnert er sich daran, schon ein Vierteljahrhundert zuvor in dieser Gegend gewesen zu sein. Seine erste große Ferienwanderung im Sommer 1911 hatte ihn dort vorbeigeführt, als seine Ortsgruppe »hinauf auf den Hils, den Hils entlang zum Ith hinüber, und dann durch den ›Saupark‹ in den Deister« marschiert war. Und auch diese Reminiszenz war kein literarisches Konstrukt. Die Wanderung hatte tatsächlich stattgefunden. Im *Gaublatt der Rheinischen Wandervögel* vom Juli 1911 findet sich folgender Streckenverlauf einer Wandervogelfahrt abgedruckt: »Kassel – Rheinhardswald – Solling – Corvey – Wesertal – Hameln – Steinhuder Meer – Wesergebirge – Teutoburger Wald – Ebbegebirge – Dillenburg – 45 Mk.«

Wer das Teilstück vom Solling zum Steinhuder Meer auf einer Karte des Weserberglandes betrachtet, erkennt sogleich, dass der Höhenweg über den Hils und den Ith und durch den Saupark in den Deister landschaftlich der wohl reizvollste sein muss. Diesem Weg war denn auch die Ortsgruppe Bonn auf ihrer Wanderung gefolgt. Für einen der Bonner Wandervögel, für den 16-jährigen Alfred Kurella, ist es die erste große Fahrt gewesen. Kann es noch überraschen, dass Günther Geismar mit der beschriebenen Wanderung seine »stärkste Jugenderinnerung« verbindet? Unterwegs hatte er »ein Stück Deutschland, ein Stück deutscher Jugend, spontane Volksgemeinschaft« erlebt. Und obwohl seither ein Vierteljahrhundert vergangen ist, erinnert sich der Ermittler aus Berlin sogar noch an das Lied, das die jungen Wanderer bei einer Rast gemeinsam mit der Dorfjugend gesungen hatten – »Die Schönauer Linde«. Für Liedgut hat, wie der Roman verzeichnet, Geismar ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Von seiner Sammelleidenschaft für Notensätze und Lautentabulaturen ist eigens die Rede. Diese Leidenschaft teilt Geismar mit seinem Schöpfer. In der Zeit, um die es hier geht, hatte Kurella nämlich gleich zwei Liederbücher herausgegeben: 1911 das *Bonner Liederblatt* mit 22 Fahrtenliedern, zwei Jahre später das *Wandervogel Lautenbuch* mit 43 Notensätzen und Texten. Doch enthielten die Sammlungen zusammen nicht 65, sondern nur 64 Noten samt Text. Ein einziges Lied fand sich in beiden Liederbüchern. Es wird, wie zu vermuten ist, wohl das Lieblingslied des Herausgebers gewesen sein: »Die Schönauer Linde«.

Kurella und Geismar, der Autor und seine Romanfigur, verehren den gleichen Dichter, haben in ihrer Jugend gemeinsam den Hohen Meißner erklimmen, das Weserbergland durchwandert und dabei »Die Schönauer Linde« gesungen.

Aber warum wurde aus dem einen ein Nationalsozialist, aus dem anderen ein Kommunist? Die Romanfigur Geismar wusste es: das Kriegserlebnis, die Kameradschaft des Schützengrabens. Das habe seinem Leben »einen höheren Sinn« gegeben; dort habe er »seinen nationalen Sozialismus« gefunden. Doch ist die Erinnerung an das Kriegsgeschehen alles andere als angenehm. Die feindlichen Truppen verwickelten ihn und seine Kameraden in schwere Kämpfe

vor Sommepey. [...S]ie hatten viele neue Artillerie mitgebracht und wir waren ein so dichtes Feuer noch nicht gewöhnt. Als sie dann zum Sturm ansetzten und die

Beschießung unserer Gräben einstellten, empfanden wir diese Stille besonders stark. ... Damals gaben wir dem Ort den Namen Hexenkessel. Es schien uns, als sollten wir niemals wieder herauskommen. So würgt mich auch jetzt irgend etwas [sic!] im Halse. Wie werde ich hier herauskommen?

Wie zuvor schon die Beschreibung vom Gut Palmburg, so hätte auch diese Darstellung kaum treffender ausfallen können. Tatsächlich wurde die Gegend zwischen dem nordfranzösischen Städtchen Somme-Py und dem nahe gelegenen Dorf Tahure spätestens seit dem ersten großangelegten Durchbruchversuch der französischen Truppen während der Winterschlacht in der Champagne im Februar und März 1915 von den deutschen Soldaten als »Hexenkessel« bezeichnet. Mit einem bis dahin unbekanntem Großeinsatz der schweren Artillerie – mehr als 100 000 Schuss am Tag auf einem nur acht Kilometer breiten Gefechtsstreifen – wollten die Franzosen ihren Gegner vor dem Sturmangriff zermürben. Auf deutscher Seite verteidigten diesen Frontabschnitt die 15. und 16. Infanteriedivision. Ein Truppenteil der 16. Infanteriedivision war das Königlich-Preußische 2. Rheinische Feldartillerie Regiment Nr. 23 aus Koblenz. An einem vorgeschobenen Geschütz der 6. Batterie dieses Regiments fand sich ein junger Telefonist postiert, der sich vom feindlichen Trommelfeuer aber nicht beeindrucken ließ: »Endlich also mal wieder richtig im Krieg! Du kannst Dir kaum denken was für Freude mir das macht«, schrieb der Telefonist an seine Freundin zu Hause. Drei lange Wochen dauerte die Freude, und für seine Tapferkeit wurde Alfred Kurella mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse ausgezeichnet.

Also noch einmal: Geismar und Kurella, Romanfigur und Autor, Faschist und Kommunist – neben allem anderen teilen sie auch noch die Erinnerung an die Winterschlacht, dasjenige Erlebnis, über das der Autor seine Figur sagen lässt: Hier wurde ich zum Nationalsozialisten.

Eine Persönlichkeitsspaltung

Damit war Kurellas Antrag auf Rehabilitierung komplett. Die *Gronauer Akten* enthielten eine Selbstkritik, eine Kritik in denkbar radikalster Zuspitzung. Kurella gibt nicht weniger zu Protokoll, als dass in ihm ein Nazi steckte! Damit waren sie benannt, die Überreste seiner vormaligen Weltanschauung, die Abgründe der »verfaulenden bürgerlichen Gesellschaft«. Er offenbart seine Vergangenheit, um sich von ihr entschieden loszusagen. Mit der Gegenüberstellung von Günther Geismar und seinem Gegenspieler Walter Berger gewinnt Kurellas Selbstkritik allerdings doch auch ein Moment von Selbstbehauptung: Seht Günther Geismar, auch zu ihm hätte ich werden können – seht Walter Berger, das ist aus mir schließlich geworden.

Doch haben derartige Stilisierungen ihren Preis. Die Operation funktionierte nur mithilfe einer Persönlichkeitsspaltung. Denn was war dieser Walter Berger – dieser »Rest«-Kurella – ohne seine Jugend? Ein Berufsrevolutionär mit getilgter Vergangenheit, ein williger Vollstrecker der Parteilinie. Genau darin lag Alfred Kurellas Transformation zum Stalinisten. Die *Gronauer Akten* markierten einen vom Terror erzwungenen Akt der Selbstverleugnung.

Sie stellen eine Geste einverständiger Unterwerfung dar. Kurella selbst hat diese Konversion einmal als »Selbsterziehung« bezeichnet, während es doch näherliegt, sie als einen mutwilligen Akt der Selbstentmündigung zu verstehen, der Kurella mit Stolz erfüllt:

Ich gebe die Abhängigkeit und die Gewalt eines großen Gedankens für mich gern zu, ja ich bin stolz darauf, mir seit 1918 diese Abhängigkeit von der Gewalt des Bolschewismus erkämpft zu haben.

Postskriptum: Die Rehabilitierung sollte nicht gelingen; Kurella fand keinen Verleger für seinen Roman. Als die *Gronauer Akten* im Jahre 1954 schließlich doch veröffentlicht wurde, gab es niemanden mehr, der dieses Meisterwerk der Verschlüsselung hätte dechiffrieren können.